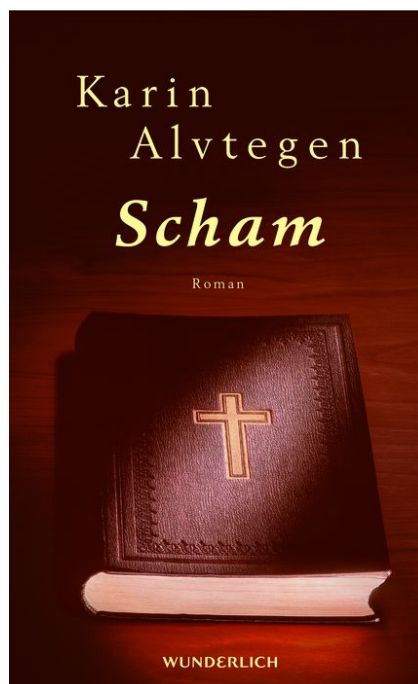


WUNDERLICH

Leseprobe aus:

**Karin Alvtegen**

**Scham**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

«Ich gelobe feierlich, mein Leben in den Dienst der Menschlichkeit zu stellen. Ich werde meinen ärztlichen Beruf mit Gewissenhaftigkeit und Würde und Ehrfurcht vor dem Leben ausüben. Gesundheit zu schützen und zu fördern, Krankheit zu heilen sowie Schmerzen zu lindern soll oberstes Gebot meines Handelns sein.»

Sie hatte versagt. Der Mann, der bald sterben würde, saß ihr gegenüber auf dem Stuhl, ganz ruhig und ganz still, die geäderten Hände im Schoß. Sie starrte in seine umfangreiche Patientenakte. Fast zwei Jahre waren seit seinem ersten Besuch vergangen. Ihre beharrlichen Versuche, ihn zu heilen, hatten nichts genützt, und heute war sie gezwungen gewesen, ihre Niederlage einzugestehen. Ihm die Nachricht zu eröffnen. Es war immer das gleiche Gefühl. Es hatte nichts mit Alter zu tun oder damit, dass die Krankheit unheilbar war oder dass die schleppenden Fortschritte in der medizinischen Forschung nicht ihre Schuld waren. Es ging um das Leben. Ein Leben, das zu retten sie nicht fähig genug gewesen war.

Er lächelte sie freundlich an.

«Sie dürfen das nicht persönlich nehmen. Wir müssen alle einmal sterben, und jetzt bin ich wohl an der Reihe.»

Sie schämte sich. Es war nicht seine Aufgabe, sie zu trösten, wirklich nicht, aber es war ihm offenbar gelungen, ihre Gedanken zu lesen.

«Bedenken Sie, ich bin alt, und Sie sind jung. Ich habe ein langes Leben hinter mir, und in letzter Zeit habe ich wirklich angefangen, mich damit abzufinden. Wissen Sie, in meinem

Alter sind schon so viele vorausgegangen, dass es langsam ziemlich einsam hier unten wird.»

Er spielte mit einem schlichten Ehering an der linken Hand. Der Ring glitt locker hin und her; seine sehnigen Finger waren abgemagert in all den Jahren, die seit dem Tag vergangen waren, an dem der Ring aufgesteckt wurde.

Es waren immer die Hände, auf die in Momenten wie diesem ihr Blick fiel. Wie seltsam, dass alle Erfahrung und alle Fertigkeit, die sie im Laufe eines wechselvollen Lebens erworben hatten, bald verloren sein würden.

Für immer.

«Obwohl ich mich manchmal frage, was der da oben sich eigentlich dabei gedacht hat, ich meine, alles andere ist ja so schlau ausgetüftelt, aber diesen Abbau, den man durchmachen muss, hätte er auch ein bisschen anders machen können. Erst wird man geboren und wächst auf und muss alles lernen, und dann, wenn man langsam ein bisschen Routine hat, wird einem alles Stück für Stück wieder weggenommen. Das fängt mit dem Augenlicht an, und dann geht es immer weiter bergab. Am Ende ist man im Grunde wieder da, wo man angefangen hat.»

Er schwieg, als denke er darüber nach, was er gerade gesagt hatte.

«Aber vielleicht ist es genau das, was so ausgeklügelt daran ist, wenn man es genauer bedenkt. Denn wenn nichts mehr so funktioniert, wie es soll, wird mit der Zeit irgendwie alles egal. Man fängt an zu denken, dass es vielleicht doch nicht so schlecht wäre, zu sterben und sich endlich mal ein bisschen ausruhen zu können.»

Er lächelte wieder.

«Nur schade, dass er sich so lange hinzieht, dieser Abbau.»

Sie hatte keine Antwort, keine passenden Worte, um sich

an seinen Überlegungen zu beteiligen. Sie wusste nur eines, dass es diesen Abbau nicht für alle gab. Manche wurden auch mitten im Lauf fortgerissen, noch bevor überhaupt der Aufbau abgeschlossen war. Es gab keine Regel dafür, wen es traf.

Wen Gott liebt, den lässt er jung sterben.

Es lag kein Trost in diesen Worten.

Wenn dem so war, dann musste Gott die hassen, die zurückblieben. Warum sonst sollte Gott meinen, dass sein eigenes Wohlbehagen die Verwüstung rechtfertigte, die der Tod hinterließ.

Sie wollte nicht von Gott gehasst werden. Auch wenn sie an keinen Gott glaubte.

«Aber wissen Sie, was das Beste an der ganzen Sache ist? Ich werde jetzt nach Hause gehen und mir ein richtig gutes Gläschen Wein genehmigen, ich durfte ja die ganze Zeit nichts trinken. Ich habe mir eine Flasche für einen besonderen Anlass aufgehoben, und dass heute so ein Anlass ist, das kann man ja wohl sagen.»

Er zwinkerte ihr zu.

«Nichts ist so schlecht, dass es nicht auch etwas Gutes hätte.»

Sie versuchte, sein Lächeln zu erwidern, war aber unsicher, ob es ihr gelang. Als er Anstalten machte, sich zu erheben, stand sie rasch auf, um ihm behilflich zu sein.

«Vielen Dank für alles, was Sie für mich getan haben. Ich weiß, Sie haben wirklich gekämpft.»

Sie schloss die Tür hinter ihm und versuchte tief durchzuatmen. Die Luft im Zimmer war verbraucht. Sie sah auf die Uhr, es war noch etwas Zeit, bevor sie losmusste. Ein paar Unterlagen auf ihrem Schreibtisch waren durcheinander geraten, und sie ging hin, um aufzuräumen. Ihre Hände huschten über die Tischplatte, und als alles wieder ordentlich

aufgestapelt war, zog sie den weißen Kittel aus und schlüpfte in ihre Straßenkleidung. Irritiert stellte sie fest, dass sie immer noch reichlich Zeit hatte, aber es war besser, unterwegs zu sein, als noch länger hier warten zu müssen.

Denn man konnte gar nicht schnell genug laufen, wenn das, vor dem man fliehen wollte, in einem selbst saß.

«Hier ist Mama. Ich wollte nur fragen, wann du mich abholen kommst. Ruf mich gleich an, wenn du das hier hörst.»

Die Nachricht war auf ihrer Mailbox, als sie unterwegs zum Parkplatz das Handy anschaltete. Es war jetzt zehn nach fünf, verabredet waren sie erst in zwanzig Minuten. Warum sie jetzt noch extra anrufen und die Uhrzeit bestätigen sollte, war ihr ein Rätsel, aber es nicht zu tun wäre in diesem Fall eine schlechte Alternative.

«Hallo, Mama, ich bin's.»

«Wann kommst du?»

«Ich bin schon auf dem Weg, in einer Viertelstunde bin ich bei dir.»

«Ich muss auch noch zum Konsum und neue Lichter kaufen.»

«Die kann ich von unterwegs mitbringen, wenn du willst.»

«Na gut, aber nimm diesmal die mit hundert Stunden. Die du letztes Mal gekauft hast, sind viel zu schnell heruntergebrannt.»

Wenn ihre Mutter auch nur die leiseste Ahnung gehabt hätte, wie sehr ihr die gemeinsamen Besuche am Grab zusetzten, würde sie nicht so tun, als sei es pure Knauserigkeit, dass die von ihr mitgebrachten Kerzen nicht hielten, was sie versprochen. Sie hätte liebend gern Grablichter mit einer lebenslangen Brenndauer gekauft, wenn es welche gäbe. Aber es gab keine. Die meisten brannten eben nur hundert Stun-

den. Und seit ihre Mutter ihr eigenes Auto verkauft hatte, weil sie sich das Fahren nicht mehr zutraute, war es Monikas ewige Pflicht, sie zum Friedhof zu kutschieren und neue Lichter anzuzünden, sobald die alten ausgebrannt waren.

Dreiundzwanzig Jahre war es her. Er war inzwischen länger tot, als er hatte leben dürfen. Und dennoch war er es, der am meisten Raum einnahm.

Der allen Raum einnahm.

Es standen ein paar Autos auf dem Parkplatz, aber der Friedhof schien menschenleer zu sein.

Mein geliebter Sohn

Lars

\*1965 †1982

Sie würde sich nie daran gewöhnen. Sein Name auf einem Grabstein. Sein Name gehörte auf die Rangliste eines Leichtathletikwettkampfs. Gehörte in einen Zeitungsartikel über die talentiertesten Nachwuchsspieler der Hockeyjugend. Wenn sie sonst keinen Eindruck machen konnte, hatte sie immer durchblicken lassen, dass sie Lasse Lundvalls kleine Schwester war. In diesem Jahr wäre er vierzig geworden, aber für sie war er immer noch der zwei Jahre ältere große Bruder, den seine Kumpels bewunderten, dem die Mädchen nachliefen, dem immer alles gelang, was er anfasste.

Der Mamas ganzer Stolz war.

Sie fragte sich, wie es wohl heute sein würde, wenn der Vater geblieben und all die Jahre hindurch bei ihnen gewesen wäre. Wenn er die Familie nicht schon vor ihrer Geburt verlassen hätte und der Mutter die Jahre in Einsamkeit erspart geblieben wären. Monika hatte ihn nie kennen gelernt. Irgendwann als Teenager hatte sie ihm einen Brief geschrieben

und eine kurze, unpersönliche Antwort erhalten, aber die Pläne, einander zu treffen, waren im Sande verlaufen. Sie hatte sich gewünscht, dass er mehr Interesse zeigte und die Idee eines gemeinsamen Treffens von sich aus vorantrieb. Aber das hatte er nicht getan, und da hatte sich ihr Stolz gemeldet. Sie dachte ja gar nicht daran, zu betteln. Und so gingen die Jahre dahin, und er verschwand aus ihrem Blickfeld.

Das Grablicht war wie erwartet ausgebrannt, und sie bemerkte, wie sehr der Mutter die Vorstellung zusetzte, dass es dort auf dem Grab einfach erloschen war. Rasch zog sie die Streichhölzer aus der Tasche, hielt die Hand schützend über die flackernde Flamme und entzündete ein neues Licht. Wie viele Male hatte sie hier gestanden und zugehört, wie die Hände der Mutter das Streichholz an der Reibfläche anrissen, hatte die Flamme beobachtet, wie sie in dem Plastikbehälter wuchs und schließlich den Docht erfasste. War ihrer Mutter denn nie der Gedanke gekommen? Dass alles mit genau solch einer kleinen Flamme begonnen hatte? Dass sie der Ursprung der ganzen Zerstörung war? Und trotzdem mussten sie ständig hierher kommen und sie eilig wieder entzünden, kaum dass sie endlich erloschen war. Sie würde immer dort auf dem Grab brennen und über ihr Opfer triumphieren.

Sie kehrten zum Auto zurück. Ihre Mutter hatte sich mit einem letzten Seufzer vom Grab abgewandt und war losgegangen. Monika hatte noch eine Weile dort gestanden, seinen Namen zum millionsten Mal gelesen und die wohlvertraute Ohnmacht empfunden. Was macht eine Schwester, die die Chance hat, ein Leben zu leben, wenn der Bruder, der die besten Voraussetzungen zu haben schien, seines verlor? Was musste sie leisten, um es sich zu verdienen? Um zu rechtfertigen, dass sie weiterlebte?

«Du kommst doch mit nach Hause und isst eine Kleinigkeit?»

«Ich kann heute nicht.»

«Hast du was vor?»

«Ich bin nur mit einem Freund zum Essen verabredet.»

«Schon wieder? Ich finde, du bist im Moment ziemlich oft unterwegs. Wie kann man seine Arbeit ordentlich machen, wenn man ständig mitten in der Woche Verabredungen hat?»

Sie träumte manchmal davon. Zuweilen auch im wachen Zustand: ein hoher Zaun, vollkommen weiß, mit einem schwarzen schmiedeeisernen Tor. Ein verschlossenes Tor, das sich nur öffnete, wenn sie selbst es so wollte.

«Wer ist das, mit dem du dich triffst?»

«Kennst du nicht.»

«Nicht, aha.»

Sie schloss für eine Sekunde die Augen, als sie sich hinter Steuer setzte. Sie war noch nicht dazu gekommen, von dem Seminar zu erzählen, zu dem sie nächste Woche sollte, und jetzt war es zu spät. Auf dem Grab würde kein Licht entzündet werden können, falls ihre Mutter nicht mit dem Bus zum Friedhof fuhr, und das brachte man ihr besser nicht bei, wenn sie bereits verstimmt war.

Monika setzte den Blinker und fuhr los. Ihre Mutter hatte den Kopf abgewandt und sah aus dem Seitenfenster.

Monika warf ihr einen verstohlenen Blick zu.

«Ich halte am Dreiundzwanzigsten einen Vortrag in der Bibliothek, über den Wohltätigkeitsfonds unserer Klinik. Du kannst gerne kommen, wenn du möchtest, ich hole dich vorher ab.»

Ein kurzes Schweigen, in dem ein Vielleicht schwebte.

Ob sie wohl ein einziges Mal ...?

Ein einziges.

«Ach nein, ich weiß nicht.»

Ein einziges.

Die restliche Fahrt verbrachten sie schweigend. Monika bremste ab und hielt mit laufendem Motor an der Garagenauffahrt. Ihre Mutter öffnete die Wagentür und stieg aus.

«Ich hatte Hähnchen gekauft.»

Monika sah ihren Rücken durch die Haustür verschwinden. Sie lehnte den Kopf gegen die Nackenstütze und versuchte, sich Thomas' Gesicht vorzustellen. Gott sei Dank, dass es ihn gab, dass sie gerade ihn gefunden hatte. Seine liebevollen Augen, die sie ansahen wie noch niemand zuvor. Seine Hände waren das Einzige, was sie jemals einer Art Ruhe nahe gebracht hatte. Er hatte keine Ahnung, wie wichtig er für sie war, wie sollte er auch, sie hatte ja nie die richtigen Worte gefunden.

In Wahrheit war er eine Bedingung geworden.

Aber schon der Gedanke, wie wichtig sie ihn hatte werden lassen, erschreckte sie zu Tode.

Es war reiner Zufall, dass sie ihn entdeckte, und eigentlich war alles Sabas Verdienst. Den Postkorb unter dem Briefschlitz an der Tür hatte einer vom Hauspflegedienst angeschraubt; warum die Geld und Zeit dafür investierten, war ihr absolut unbegreiflich. Natürlich war ihr klar, dass sie es getan hatten, damit sie ohne fremde Hilfe an ihre Post herankam, aber da sie sowieso nie welche erhielt, war das als pure Verschwendung von Steuergeldern anzusehen. Wo doch heutzutage an allen Ecken und Enden gespart wurde. Ab und an kam zwar eine Mitteilung von der Bank oder so, aber diese Art von Post war ja nun nicht so eilig, dass sie die Kosten einer solchen Apparatur gerechtfertigt hätte. Tageszeitungen interessierten sie auch nicht, es kam genug Elend in den abendlichen Fernsehnachrichten. Sie sparte ihre Invalidenrente lieber für andere Sachen auf. Für Essbares.

Aber nun lag da also ein Brief.

Ein Brief in einem weißen Umschlag mit handgeschriebener Adresse auf der Vorderseite.

Saba hatte sich mit hängender Zunge vor die Tür gesetzt und den weißen Eindringling angestarrt, vielleicht haftete ihm ein Geruch an, der nur für ihre empfindlichen Sinne wahrnehmbar war.

Die Brille lag auf dem Tisch im Wohnzimmer, und sie überlegte eine Weile, ob es der Mühe wert war, sich in den Sessel zu setzen. Nach der Gewichtszunahme der letzten Jahre war es schwer geworden, wieder aus ihm herauszukommen, sodass sie sich nicht unnötig hineinsetzte, nicht, wenn es nur für kurze Zeit war.

«Willst du nicht ein bisschen nach draußen, bevor Frauen sich hinsetzt?»

Saba drehte den Kopf und sah sie an, zeigte aber keine große Lust. Maj-Britt schob den Sessel dichter an die Balkontür und vergewisserte sich, dass die verlängerte Greifklaue in Reichweite lag. Damit konnte sie die Tür im Sitzen öffnen. Sie hatten es so geregelt, dass Saba für eine Weile allein nach draußen auf den Rasen konnte. Der Hauspflegedienst hatte eine der Stangen des Balkongeländers abgeschraubt, und sie wohnte im Erdgeschoss. Aber demnächst würden sie noch eine weitere Stange entfernen müssen, um das Loch ein bisschen größer zu machen.

Mit verzerrtem Gesicht ließ sie sich in den Sessel sinken. Wenn die Knie für ein paar Sekunden gezwungen waren, die ganze Last zu tragen, protestierten sie immer. Sie würde sich bald einen neuen Sessel anschaffen müssen, ein höheres Modell. Das Sofa konnte sie schon nicht mehr benutzen. Das letzte Mal, als sie sich dorthin gesetzt hatte, mussten sie von der Notfallbereitschaft, oder wie das hieß, Verstärkung anfordern, um sie wieder hochzuhieven. Zwei große kräftige Kerle.

Die hatten sie angefasst, und ihr blieb nichts anderes übrig, als es zu dulden.

Dieser Demütigung würde sie sich gewiss kein zweites Mal aussetzen. Es war widerlich, wenn jemand ihren Körper anfasste. Der Ekel, den sie allein schon bei dem Gedanken empfand, machte es ihr leicht, das Sofa zu meiden. Es war schlimm genug, dass sie all diese kleinen Menschen überhaupt in die Wohnung lassen musste, aber da die Alternative darin bestand, selbst außer Haus zu gehen, hatte sie keine andere Wahl. In Wirklichkeit war sie abhängig von ihnen, wie sehr ihr diese Erkenntnis auch gegen den Strich ging.

Sie kamen in ihre Wohnung getrampelt, einer nach dem anderen. Ständig neue Gesichter, deren Namen sie sich gar nicht erst merken wollte, und doch hatten alle einen eigenen Schlüssel. Ein kurzes Klingeln an der Tür, ohne dass ihr die Zeit blieb, darauf zu reagieren, und schon waren sie drin. Die wussten sicher nicht mal, wie man Privatsphäre buchstabierte. Und dann hielten sie mit ihren Staubsaugern und Putzeimern Einzug in die Wohnung und füllten mit vorwurfsvollen Blicken den Kühlschrank auf.

*Hast du schon wieder geschafft, alles in dich reinzustopfen, was wir gestern eingekauft haben.*

Erstaunlich, wie sich das Benehmen der Leute im Takt mit neu hinzugekommenen Kilos veränderte. Als ob sich ihre Intelligenz im selben Maße verringerte, wie ihr Körpervolumen zunahm. Übergewichtige Menschen hatten weniger Verstand als schlanke, das schien die gängige Auffassung zu sein. Sie ließ sie in diesem Glauben, nutzte schonungslos ihre Einfalt aus, um sich Vorteile zu verschaffen, und wusste ganz genau, wie sie sich benehmen musste, damit sie das taten, was sie wollte. Sie war schließlich dick! Schwerbehindert wegen Fettleibigkeit. Sie konnte nicht mal etwas dafür, dass sie sich so benahm, sie wusste es ja nicht besser. Diese Botschaft strahlten sie aus, in jeder Sekunde, die sie in ihrer Nähe waren.

Vor fünfzehn Jahren hatten sie versucht, sie zu überreden, in eine betreute Einrichtung umzuziehen. Damit es leichter für sie sei, rauszukommen. Wer hatte gesagt, dass sie nach draußen wollte? Sie selbst jedenfalls nicht. Sie hatte sich geweigert und stattdessen verlangt, dass man ihre Wohnung an ihren Körperumfang anpasste; die Badewanne gegen eine geräumige Dusche austauschte, weil man ihr ständig predigte, wie wichtig das mit der Hygiene sei. Gerade so, als wäre sie ein kleines Kind.